

**Zeitschrift:** Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires  
**Herausgeber:** Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde  
**Band:** 84 (1988)  
**Heft:** 3-4

**Artikel:** Der Lebenslauf als Produktion imaginärer Kontinuität  
**Autor:** Rath, Claus-Dieter  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-117641>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 23.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Der Lebenslauf als Produktion imaginärer Kontinuität \*

Von *Claus-Dieter Rath*

Ein Lebenslauf ist eine Erzählung und nicht der Lauf des Lebens selber. Sieht sich ein Subjekt zur Darstellung des Lebenslaufs veranlasst<sup>2</sup>, dann konstruiert es aufgrund einiger Daten, Ereignisse und Begriffe einen Zusammenhang, der meist die Form einer *Geschichte*, der Geschichte des eigenen Lebens annimmt. Das Subjekt wird somit zum Autor seiner selbst, projiziert eine Person, deren Identität ihm als seine eigene annehmbar erscheint.

### *Identität*

Die Darlegung dessen, was «Ich» machte, worin «Ich» hineingeriet oder was «Ich» zu unternehmen beschloss, der Dinge, mit denen «Ich» nichts zu tun hatte, die die anderen machten oder dem «Ich» angetan wurden, setzt – phylogenetisch, kulturell und ontogenetisch – zuallererst jene Einheit «Ich» voraus<sup>3</sup>. Sie ist, so der Psychoanalytiker Jacques Lacan, «nicht von Beginn an im Individuum präsent ... Das Urbild, das eine dem Ich vergleichbare Einheit ist, konstituiert sich in einem bestimmten Augenblick der Geschichte des Subjekts, von dem an das Ich seine Funktionen zu übernehmen beginnt. Will heissen, dass das menschliche Ich sich auf dem Grund der imaginären Beziehung konstituiert» (im Lacanschen «Spiegelstadium»<sup>4</sup>). Steht die Ich-Bildung dem Neugeborenen also erst bevor, so liegt anderes gewissermassen bereits hinter ihm: Da der einzelne in Welt und Kultur hineingeboren wird, einen Namen verliehen bekommt, der sein gelebtes Leben auch schon vorzeichnet<sup>5</sup>, ist seine Geburt kein Ursprung.

Tatsächlich gibt sich der Lebenslauf im mehrfachen Hinsicht als *Fortsetzung* einer anderen, stillschweigend vorausgesetzten Geschichte<sup>6</sup>, nämlich

- der Familiengeschichte und Familienlegende,
- der Menschheits- oder Weltgeschichte (und damit auch der narrativen Stereotypen, Mythen und literarischen Gattungen der eigenen Kultur, an die der Selbstbericht anknüpft).

\* Überarbeitete Fassung eines Referats, gehalten am 3. Internationalen Volkskunde-Kongress SIEF, Zürich 1987<sup>1</sup>.

### *Ordnung*

Schon mit der Angabe des Eintritts in die Generationenfolge: «Geboren dann und dann im Ort Z als Sohn oder Tochter des Vaters Y und der Mutter X» weist das Subjekt – meist ohne es bewusst zu wissen – auf «die fundamentalen Familienbeziehungen, die die Vereinigung seiner Eltern strukturiert haben», hin, auf jene «ursprüngliche Konstellation, die bei der Geburt des Subjekts, für sein Schicksal und ... in seiner Vorgeschichte, leitend war» (Lacan: Der Individualmythos, S. 54). Denn wenn das Subjekt exponiert, was es «von Haus aus» ist, bezieht es sich nicht allein auf das «Modell der Beziehungen zwischen Vorfahre und Nachfahre» («genealogische Optik»; Lévi-Strauss 1986, S. 83), sondern auch (in der «Optik kollateraler Relationen») auf die Struktur des organisierenden Geflechts einer bestimmten symbolischen Ordnung<sup>7</sup>, auf das, was das Wort «Heimat» in einem ursprünglichen rechtlichen – und nicht bloss sentimental – Sinn bezeichnet (vgl. Bausinger): die spezifische Ordnung, innerhalb derer das Subjekt seine Lebensbelange regelt, also die Organisation kultureller Praktiken, Wahrheiten, Machtfelder, Ethiken und damit auch die spezifischen Übergangsriten, die den Wechsel der Lebensabschnitte, Rangstufen usw. markieren.

Die *Familiensaga* tradiert die Beziehung der Ordnung (oder widerstreitenden Ordnungen) der besonderen Familie zu den Gesetzen der nationalen, regionalen, lokalen, religiösen und Klassenkultur: Ruhm und Schmach, Ehre und Schuld, gesellschaftliche Macht und Ohnmacht, Reichtum und Armut oder schwierige Umstände, die von ihr gemeistert wurden. Zum Familienmythos gehört auch, was den Eltern von seiten der Grosseltern und anderer Autoritäten erlaubt, versagt oder verboten worden war, die Familientraditionen und -geheimnisse, Tabus, relativen Freiheiten und Skandale. Dieser Ausgangslage gegenüber stellt das Subjekt sein Leben, die Stationen seines «Lebenswegs», als Fortführung, Aufstieg, Abstieg, oder Bruch usw. dar: wie es also dem Familiennamen Ehre machte oder sich – im Laufe eines vielleicht abenteuerlichen Lebens – zuallererst einen eigenen Namen errang («Jemand sein wollen»<sup>8</sup>).

Die Identifikation mit sich – als einem anderen – geschieht im Medium der Identifikation mit dem Gesetz. Es ist dies keine Frage des Gleichschritts oder des Gleichklanges, sondern – ob der einzelne sich der symbolischen Ordnung gegenüber nun als eiserner Verfechter oder als Rebell verhält oder versucht, die Regeln leicht zu beugen und umzuformen – eine Frage des Gleich*masses*<sup>9</sup>.

*Reales, Symbolisches, Imaginäres*

Genau das *Spiel zwischen dem Begehren des einzelnen und der symbolischen Ordnung* setzt die Drehpunkte des Lebenslaufs. So rührt eine der entscheidenden Dynamiken für die Ausrichtung der Lebensgestaltung des Individuums aus dem Widerspruch zwischen der *symbolischen* und der *realen* Dimension des Vorbilds (etwa des *imaginären* Vaters als einem, «der fortgeschrittener, vollkommener als es ist» [Lacan: Individualmythos, S. 66]. Das *Symbolische* und das *Reale* kommen nicht zur Deckung, denn «zumindest in einer sozialen Struktur wie der unsrigen ist der Vater immer irgendwo ein mit seiner Funktion nicht übereinstimmender Vater, ein unzulänglicher Vater, ein *gedemütigter* Vater ... Es gibt immer einen äusserst deutlichen Missklang zwischen dem, was vom Subjekt auf der Ebene des Realen wahrgenommen wird, und der symbolischen Funktion» (ebenda, S. 66). Aus dieser Differenz (der Kastration des Vaters) resultiert auf der Seite des Subjekts – meist pathogen – das Bestreben, ein so empfundenes Ungenügen, eine Schuld, die der Vater auf sich geladen hatte, wiedergutzumachen. (Das können finanzielle Schulden sein, aber auch wirkliche oder vermeintliche Verbrechen, auf die sich z. B. der Topos von der «Schuld unserer Väter» am und im Nationalsozialismus bezieht<sup>10</sup>.) Aufgrund der «subjektiven Auffassung, die das Subjekt» von den faktischen Vorkommnissen «gehabt hat», wird es sich etwa als Held oder als das Opfer (einer Person oder der familiären und gesellschaftlichen Verhältnisse<sup>11</sup>) *stilisieren*, als der Gerechte oder als einer, der erlittenes Unrecht gerächt und andere das Fürchten gelehrt hat (mit Wendungen wie der des schliesslich Geläuterten oder des heimgekehrten Sohnes)<sup>12</sup>. Nach Massgabe solcher Parameter und Dispositive bemisst das Subjekt, ob ihm sein Denken, Sprechen und Handeln als Zeichen eines «vollen» («erfüllten») oder eines «leeren», eines geradlinigen oder eines aus der Bahn geratenen Lebens gilt; es bemisst, was sein Leben lebens- und erzählenswert macht<sup>13</sup>. Oft nimmt die Selbstzuweisung einer eigenen Position innerhalb der symbolischen Ordnung die Gestalt der *Zeitdiagnose* (als eines Bezugs auf die Weltzeit) an: Man fühlt sich als «Kind seiner Zeit» – auch in den Negationen des «Ich als Ausnahmefall»: «Ich war meiner Zeit voraus», «Ich stamme aus einer anderen Zeit», «Ich bin nicht für diese Zeit geschaffen!»<sup>14</sup>.

*Zeit*

Teil der Identifikation mit dem Gesetz ist die Einführung des Subjekts in die Zeit, in die *Zeitordnung*, in ein kulturelles Timing (Elias 1984), denn

ein ein- oder zweijähriges Kind wird weder angeben können, es sei jetzt ein oder zwei Jahre alt, noch wird es sich als «Kind des 20. Jahrhunderts» (oder sagen wir als Jahrgang 85) bezeichnen. Vielmehr muss es sich erst für sich in den doppelten Raster von *Lebenszeit* und *Weltzeit* mit deren Verlötungen fügen. Zeit wird ihm dann zur Bemessungsgrundlage der Leistungen des «Ich», des Normalitäts- und Reifegrads seiner Handlungen: «Ich in Deinem Alter...», «Wenn ich so alt wäre wie Du...», bekommt es wieder und wieder zu hören, und bald berechnet auch es, was es in welcher Zeit und zu welcher Zeit erreicht hat<sup>15</sup>.

Vor die Aufgabe gestellt, einen *Lebenslauf* zu verfassen (und nicht einfach Anekdoten, Memoiren oder autobiographische Fragmente zum besten zu geben), verpflichtet sich das Subjekt dem historischen bzw. genealogischen Raster (einer Reihenfolge von Jahresdaten, Phasen, Lebensaltern usw. mit bestimmten Rhythmisierungen; am extremsten in der tabellarischen Form). Es ordnet das Material *chronologisch* derart an, dass sich aus der Darstellung *Kausalbeziehungen* eines Vorher und Nachher ergeben, so dass eines aus dem anderen folgerichtig hervorzugehen scheint<sup>16</sup> kein freies Assoziieren, sondern Assoziationen, die im Dienste einer Sinnggebung chronologischer Ordnung folgen<sup>17</sup>. Das Modell des *Lebenslaufs* suggeriert ein Schritt für Schritt voranschreitendes Leben, in dem eines aufs andere aufbaut, das des *Life Cycle* einen zunächst aufsteigenden und dann absinkenden Bogen oder andere Kreisformen (vgl. die Bilder der Lebenstreppe mit den meist im 10-Jahrestakt aufeinander folgenden Stationen wie: Neugeborenes, Schulkind, Jugend, Familiengründung, eigene Kinder, Alter, Tod). Dass die berichteten Dinge entsprechend anderer Topiken angeordnet und auf andere Weise miteinander verknüpft sein können, als dies die Figuren «Lebenslauf» und «Life Cycle» nahelegen (Modell des Chronometers oder der biologischen Reifung und des Verfalls<sup>18</sup>), wird nicht selten vernachlässigt. Die Wahrheit des Subjekts aber ist keine chronologische<sup>19</sup>, denn Chronologie ist nicht mehr, aber auch nicht weniger als ein kulturelles Ordnungsschema<sup>20</sup>.

Runde Zahlen wie 0, 10, 20, 50, 100 spielen auch in hochindustrialisierten Ländern bei Geburtstagsfeiern und Jubiläen eine wichtige Rolle, doch sind damit Lebensdaten keineswegs blosse Kalender-Angelegenheiten (d. h. allein dem metrischen Mass linearer Zeit – wie etwa der des Sterntags – verpflichtet), denn eine Grosszahl von Lebensaltern und Jahreszahlen ist kulturell markiert: So haben weitere *Zahlen als solche* schon Symbolwert: 1, 3, 7, 13, 17, 33 usw.<sup>21</sup>, und ferner etwa das 6. (Schulpflichtbeginn), das 16. (Eidesfähigkeit vor Gericht), das 18. (Volljährigkeit, Wahlrecht) und das 21. *Lebensjahr* (volle strafrechtliche Verantwortung)

bestimmte rechtliche und etwa das 65. (Rentenalter) bestimmte wirtschaftliche Implikationen (gültig in der BRD).

### *Weltzeit, Lebenszeit*

Bei der Eintragung des Lebensberichts in die Zeittafel der «grossen Geschichte» der Politik, der Klassenkämpfe, der Technik, der Kriege und Katastrophen, deren signifikanter Raster einzelnen Lebensstationen Sinn verleiht, werden die kulturellen Konnotationen von *Jahresdaten* virulent, denn die vermeintlich leere, ereignislose Lebenszeit wird durch die *Gleichzeitigkeit* grosser historischer Ereignisse angereichert, an denen man teilhatte, die man bezeugen konnte oder deren Protagonist man war: «damals 1933...», «damals 1945, 1968, 1977...»; «damals, als die Berliner Mauer gebaut wurde», «damals, als Kennedy erschossen wurde...» bekunden die Nähe zum «eentlichen» historischen Prozess – überhaupt lebt man an der Schwelle des Fortschritts- oder Untergangsjahres 2000 (vgl. Lehmann, S. 173, S. 280f.). Die Zeitschnitte (Jahreszahlen, historische Ereignisse, Beginn oder Ende einer Lebensphase usw.) sind fiktive Brüche, durch die das Leben in – scheinbar – vernünftige, sinnvolle, etikettierbare Einheiten (mit ihren spezifischen Schwellen und Passagen) unterteilt wird, wobei jedes einzelne Segment (im chronologischen Raster) auf Regelmässigkeit und Vollständigkeit drängt – eine Tendenz zur Ganzheit und inneren Kohärenz, Fiktion eines unzertrennbaren Lebenszusammenhangs (Effekt der Ökonomie der Darstellungsform). Die Rolle des Jahreswechsels ist uns ein geläufiges Beispiel: Rückblick, gute Vorsätze und erneuerte Hoffnungen (auf Fortbestand und Wandel), Glückwünsche und Feuerwerk – wie auch der leichte Ärger über den, der abwinkt: «Für mich bedeutet das Datum natürlich keine Epoche; ich bin derselbe wie vorher» (hier z. B. Freud in einem Brief an Zweig im Mai 1936, nach der Verleihung des Goethepreises; Freud/Zweig, S. 138).

Damit ein bestimmtes Geschehen zum *lebensgeschichtlich wichtigen* erklärt wird, muss es sich durch irgend etwas aus dem alltäglichen Chaos der Einzelheiten hervorheben. Es muss eine spezifische Verknüpfung der «Zeitstelle» dieses besonderen Inhalts (Simmel 1916, S. 49) mit einem Vorher und Nachher bestehen, damit man dem Diskontinuierlichen, der Vielfalt und der Zerrissenheit der «Momentbilder» (ebenda, S. 55) plötzlich Kontinuität zusprechen, «eine schwingende Geschichte aus Bruchstücken zusammenlöten» kann (Kafka, S. 145<sup>22</sup>). Das, was sich einem ereignet hat, wird deshalb so auch mit einem fiktiven Geschichtsstrom verzweigt, wodurch das Ereignis gesellschaftlichen, kulturellen Sinn ver-

liehen bekommt und das Verhältnis von *Moment* und *Struktur* in der Organisation des Lebens des einzelnen markiert wird.

### *Übergänge*

Was läuft nun im Lebenslauf? Wird das *Subjekt vom Leben durchlaufen* oder *geht*, eine um die andere Station hinter sich bringend, *das Subjekt durchs Leben*?

Es muss im Lebensfluss, damit etwas Bemerkbares zustandekommt, das vom Subjekt bewusst geschrieben oder gesagt werden kann, etwas ins Stocken geraten: «Sonderzeiten» in der Zeit des «strömenden Lebens»<sup>23</sup>, Unstimmigkeiten, die etwas zum Aufblitzen bringen<sup>24</sup>. «Übergangsriten», Momente der Initiation in die Ordnung der nächstfolgenden Lebensabschnitte (Alters- und Rangstufen, Wandel der Lebensbedingungen usw.) sind deshalb Eckpfeiler der Lebensläufe: zumeist festlich begangene periodische Termine im Jahres- und im Lebenslauf, im politischen Geschehen usw., aber auch unvorhergesehene Ereignisse von grosser Prägekraft im Leben des Subjekts und der Gesellschaft<sup>25</sup>. So werden im Zeitalter tendentiell globaler elektronischer Kommunikation etliche Media Events, beispielsweise der Mord an der Identifikationsfigur John F. Kennedy oder die Katastrophe der Weltraumfähre «Challenger», als eine Art permanenter Initiation, zu kollektiven Lebensdaten der Zuschauer-Subjekte<sup>26</sup>.

Zwar sind die offiziellen und oft zeremoniellen «Übergangsriten» Lötstellen zwischen der Identifikation mit sich und der Identifikation mit dem Gesetz, der symbolischen Ordnung, doch geschehen Einschnitte und Einschreibungen neuer Rechte und Pflichten im Leben des Individuums (als Kind, Jugendlicher, Verheirateter usw.) selbst meist – unterhalb der offiziellen Ebene – durch äusserlich banale Aktionen irgendeines Repräsentanten der Ordnung: etwa durch den strafenden Blick eines Onkels, die Drohgebärde einer Kinderschwester oder den – als solchen anerkannten – ersten Kuss (in der Pubertät)<sup>27</sup>. Diese werden im «Ritus» (mit dem zugehörigen Mythos) nachträglich symbolisiert, d. h. in die symbolische Ordnung reintegriert. (Dies kann auch vorzeitig geschehen, wobei sich etwa das Gefühl einstellen kann, zwar erwachsen zu sein, aber immer noch nichts Erwachsenengemässes zustandegebracht zu haben.) Ereignisse können die Geschlechtsreife oder das Erwachsensein markieren – vor oder nach den entsprechenden offiziellen Riten, deshalb ist im erzählten Lebenslauf die Unterteilung in Phasen meist nicht deckungsgleich mit den offiziellen Lebensabschnitten (vgl. Leitner, S. 28).

Der Lebenslauf erweist sich mit seinen Ordnungsrastern so als eines der Netze, die durch die Integration von Erlebtem in das Maschenwerk kultureller Symbolik Sinn erzeugen.

### *Erinnern*

Wie dicht und ausführlich die Darstellung auch sein mag, sie ist stets durch ein Spiel von Auslassung, Hervorhebung und Verwandlung bestimmt; sie wird nie vollkommen, nie endgültig und nie abgeschlossen sein, und es bleiben immer Lücken. (Die Autobiographie verstösst damit immer tendentiell gegen das Ideal der Transparenz und Übersichtlichkeit<sup>28</sup>.)

Selbst wenn es anhand einer Vielzahl objektiver *Zeugnisse* der Vergangenheit auf einige relative Gewissheiten zurückgreifen kann, ist das Subjekt, um zum Bericht seiner Lebensgeschichte zu gelangen, auf sein Wissen in Form der *Erinnerung* angewiesen, denn es gilt, diese Zeugnisse anzuordnen, einer bestimmten Logik entsprechend in ein Verhältnis zu bringen. Bei der Aktualisierung von Vergangenen stellen sich Amnesien, Lücken, Verdrehungen und Verfälschungen ein. Zunächst scheint es naheliegend, die Veränderungen von Autobiographien im Laufe der Zeit aufs Verblassen der Erinnerung an bestimmte Gegebenheiten oder auf perspektivische Verschiebungen zurückzuführen, so als würden mit zunehmender Distanz die ehemals grossen Dinge kleiner und farbloser. (Die Berufung auf einen «Blackout», wenn es im Zusammenhang mit potentiellen politischen Skandalen zu einer Anhörung kommt: «Ich kann mich nicht entsinnen...; daran kann ich mich beim besten Willen nicht erinnern...» ist ja durchaus gesellschaftlich anerkannt.) Es kommt aber auch zu überraschenden Nachträgen, wenn ein Subjekt in verschiedenen Situationen und für verschiedene Zwecke andere «Ich»-Varianten entwirft. Neue Dinge rücken in den Vordergrund, andere verschwinden und längst vergessene Geschehnisse gewinnen schlagartig an Wichtigkeit. Das alte Gewebe wird aufgelöst, gleichsam aufgerippelt wie ein schlechtsitzender Pullover und dasselbe Material daraufhin umgestrickt (so etwa, wenn aktive Nationalsozialisten das Dritte Reich nur noch als eine Abfolge von Sportwettkämpfen erinnern<sup>29</sup>). Aus neuen bzw. neu hervorgehobenen Fakten und dem Verwischen oder Verblassen anderer und durch die Wahl neuer Fluchtlinien und Hilfskonstruktionen bei der Organisation des Materials entstehen neue andere Muster oder Figuren, neue Kontinuitäten. Dies wird beim Wiederanschauen eigener Tagebuchaufzeichnungen (oder alter Kalendereintragen) deutlich: Oft finden wir dort zu unserem Erstaunen gewisse Ereignisse oder Pläne in

eine Kontinuität eingebunden, die wir jetzt nicht mehr (an)erkennen können, wo diese uns nun als Ausnahmen, Sonderfälle – als Diskontinuitäten – erscheinen oder als Teil anderer Kontinuitäten («damals zwangsläufige Geschehnisse», die wir seinerzeit nicht zur Kenntnis nehmen wollten). Dies hat mit der *psychischen Organisation* von Wahrnehmung, Gedächtnis und Erinnerung zu tun: Jede Wahrnehmung erfährt im Subjekt vielfältige Übersetzungen, und das Gedächtnis ist nicht chronologisch aufgebaut<sup>30</sup>.

### *Leben erzählen*

Historiographie – einer Gesellschaft oder eines einzelnen Subjektes – ist, wie Lévi-Strauss anmerkt, «niemals die Geschichte, sondern die Geschichte-für» (Das wilde Denken, S. 297). Das Subjekt wendet sich mit seinem Lebensbericht, mit dem Anspruch gehört (oder gelesen) zu werden, an einen imaginären anderen.

Es kommt dabei zu zwei für die Ausrichtung der Lebensgeschichte entscheidenden Dynamiken:

1. durch das – meist unbewusste – Fragen danach: «Was will mir der andere?», «Was will ich vom anderen?», «Was will der andere, dass ich tue (sage, schreibe, getan habe)?» Das Subjekt bezieht sich im Sprechen bzw. Schreiben seines Lebenslaufs – «Ich erzähle Dir mein Leben» – auf einen anderen, dem es ein bestimmtes Interesse unterstellt. Im Prozess der Äusserung fungiert der andere gleichsam als Magnetspule, die den Verlauf des Elektronenstrahls ablenkt, damit aber allererst ermöglicht, dass ein Bild zustandekommt. Der andere kann anwesend oder abwesend, kann reale Person oder Fiktion sein: ein vielleicht zukünftiger Chef, eine staatliche Behörde, ein Geliebter, eine Gelegenheitsbekanntschaft im Zugabteil, eine politische Organisation, ein Kulturwissenschaftler, der liebe Leser, die Nachwelt, die Marsmännchen oder auch das Subjekt selbst, das sich narzisstisch seiner Identität vergewissern will. Es sind damit nicht nur verschiedene Adressaten, sondern auch verschiedene (Lebens- und Gesellschafts-) Bereiche mit je eigenen Parametern und verbindlichen Terminen angesprochen.
2. durch die (wie erwähnt) nachträgliche Organisation von Erinnerungem («objektiven» Daten und Phantasien) aufgrund der Erfordernisse der gegenwärtigen Lebenssituation (Interessen, Ängste, Selbstbilder usw.). Aus dem Chaos der gelebten Augenblicke wird dabei immer wieder eine fiktive Kontinuität.

Beim beruflichen Lebenslauf wird etwa hervorgehoben, dass man sich schon von Kindesbeinen an für das in Frage stehende Gebiet interessiert und als besonders begabt gezeigt hat; einer geliebten Person wird man vielleicht mitteilen, dass man sein Leben lang auf die Begegnung mit ihr gewartet hat; vor Gericht wird man vielleicht darstellen, dass man seiner Lebtag noch nie eine solche Tat begangen hat und dass man, als es passierte, Opfer der Umstände geworden ist – es hätte gar nicht anders sein können; vor einem Arzt hingegen wird man in einem Moment der Ausweglosigkeit seine heimliche Alkoholiker-Karriere ausbreiten.

Jedesmal werden – in Funktion der Ausrichtung des Begehrens und der dabei auftretenden Ängste – sich unterschiedliche Erlebnisse und Themen aktualisieren und andere Bilder verwendet werden. (Zur Relevanz der Analyse des Erzählaktes, der Situation, des Adressaten, von Anspruch und Begehren des Redners, vgl. Lehmann, S. 23f., S. 28–31, S. 32.)

### *Diskursart*

Es geht hier nur selten um eine bewusste Täuschung des Gegenübers aus Gründen der Legitimation oder der Arglist, sondern eher um den Effekt der Hinwendung auf dieses; vor allem aber handelt es sich dabei um ein Verhältnis sich selbst gegenüber – um konstitutive Selbsttäuschungen: So sein, dass man vom anderen begehrt werde.

Das Subjekt, das sich auf die Spur kommen will, verfehlt sich dabei immer, da es beim Selbstbericht kritisierende Instanz und kritische Instanz zugleich ist. Es ist nie an dem Ort, von dem aus es spricht<sup>31</sup>.

Autobiographien liefern uns nicht nur Realien und Reminiszenzen, sondern vor allem zeigen sie uns den Diskurs, in dem sich das Subjekt als Autor seines narrativen Ich zum jeweiligen Zeitpunkt (der Äusserung) und gegenüber der jeweiligen Person oder Institution hauptsächlich bewegt<sup>32</sup> und welche Position es dem anderen unterstellt: Je nachdem wird das Subjekt mit dem Lebenslauf an das Urteil des anderen appellieren, eine Diagnose («Sagen Sie, wer bin ich wohl mit solch einem Leben?») oder neugierige Fragen erwarten oder ihn zu ködern versuchen. Vor einem Repräsentanten des Überich wird das Subjekt also eher Rechenschaft über die bisherige Lebensführung ablegen; je nachdem wird der Lebenslauf zur Rechtfertigung, zum Bekenntnis, zur Beichte<sup>33</sup>, zur Theorie oder Datenhuberei (wissenschaftliche Präzision) oder zum Verführungs- oder Bekehrungsversuch.

Der Akt des Selbstberichtens wird Teil eben dieses Lebens. Erzählung oder Niederschrift sind nicht indifferente Unterbrechungen eines

Erzählflusses, so als schaltete man eben mal ein Tonbandgerät ab und liesse es nach kurzer Unterbrechung weiterlaufen (wie in Becketts «Das letzte Band»)<sup>34</sup>. Nur selten wird ein Selbstbericht blosser Fortsetzung, Fortschreibung eines vorhergehenden sein (an den alten – sofern er festgehalten wurde – einfach anknüpfen und ihn weiterführen). Vielmehr wirkt die Erzählsituation selbst als Interpunktion, Skandierung (in der Lebenszeit), d. h. die Erstellung des Lebenslaufs ist selbst Teil der Übergangsriten, ist Bekräftigung und zugleich Übergang zu Neuem.

### *Anfang – Ende*

Die Perspektive des Selbstberichts ist der Blick zurück, der Lebensrückblick (was einen Ausblick auf die Zukunft wie: «Die Kinder werden es einmal anders machen...» nicht ausschliesst). Jedesmal stellt sich die Frage: Wo anfangen und wie schliessen?

Geburt und Tod, Eintritt in und Austritt aus Weltzeit und symbolischer Ordnung, Fixpunkte jeden Lebens, tauchen im Selbstbericht nicht auf, denn die eigene Geburt wird nicht bewusst erlebt, und der eigene Tod kann nicht mehr berichtet werden<sup>35,36</sup>. Der Ausgang des Lebensberichts ist die Wendung an den anderen, der den Bericht hören will oder soll. Der andere als Gefährdung. Das Jetzt, der Moment des Lebensberichts ist der (vorläufige) Ausgang der Geschichte – oder ein notwendiger Zwischenschritt im Hinblick auf diesen. Im Jetzt, der Hinwendung an das imaginäre Gegenüber, kommt das Subjekt zum Schluss – es schliesst in zeitlicher, dramaturgischer und logischer Hinsicht. Auf diesen Moment hin rekonstruiert das Subjekt sein Leben.

Doch das, was einen über die verschiedenen Stationen des eigenen Lebens hinweg verfolgte, das, was einem bis zum jetzigen Moment nachgeht, ist nicht einfach benennbar, denn «das eigentliche Objekt des Begehrens ist ... nicht direkt, sondern in einer Kette von Metaphern gegeben, die es vertreten bzw. verdecken» (Gallas, S. 87). Den verschiedenartigsten Äusserungen kann ein und dieselbe Botschaft zugrunde liegen, die selbst nie hervortritt, die nicht aufhört, sich nicht zu schreiben: das, was insistiert, einen nicht loslässt, einem nachgeht, einen im Griff hat, der Wiederholungszwang – gleichsam wie bei einem Schriftsteller, der mit jedem neuen Buch immer wieder dieselbe Geschichte schreibt.

Das Sich-Umblicken beim Gehen, beim Gang durchs Leben (Handke, Wiederholung, S. 283) richtet sich nicht nur auf die zurückgelegte Wegstrecke und die Eigenarten dieses Wegs: Es zielt auf einen Verfolger, auf eine begehrte oder gefürchtete Person, die einen einholen könnte (oder die man dazu verführen will), auch auf jenen, den man – gleichsam ein

Doppelgänger – als eigenes «Ich» entwirft. Stets ist dabei ein Moment der Gefahr gegeben, in der dieser rivalisierende andere einen hinterrücks ums Leben oder auch nur um die eigene Identität bringen könnte (Dialektik von Liebe und Hass; Identifikation mit dem Liebesobjekt). Es handelt sich dabei immer um einen imaginierten, imaginären Kampf auf Leben und Tod, um den imaginierten Zerfall (des Bilds eines integren und integralen Ich – stattdessen Unzulänglichkeit, Zerrissenheit)<sup>37</sup>.

### *Lebensgehäus*

Kafka erscheint die Selbstbiographie als Herstellung einer Behausung des Subjekts: «Das Schreiben versagt sich mir. Daher Plan der selbstbiographischen Untersuchungen. Nicht Biographie, sondern Untersuchung und Auffindung möglichst kleiner Bestandteile. Daraus will ich mich dann aufbauen, so wie einer, dessen Haus unsicher ist, daneben ein sicheres aufbauen will, womöglich aus dem Material des alten.» Dies aber ist stets ein riskantes Unternehmen: «Schlimm ist es allerdings, wenn mitten im Bau seine Kraft aufhört und er jetzt statt eines zwar unsichern, aber doch vollständigen Hauses, ein halbzerstörtes und ein halfertiges hat, also nichts. Was folgt, ist Irrsinn, also etwa ein Kosakentanz zwischen den zwei Häusern, wobei der Kosak mit den Stiefelabsätzen die Erde so lange scharrt und auswirft, bis sich unter ihm sein Grab bildet» (Fragment aus dem Frühjahr 1922; Kafka, S. 155).

Das Haus, das der Autobiograph im Medium der Sprache aus dem Material seiner Lebenserfahrung und nach den Gesetzen der Baukunst errichtet, wird ihm auch zum Denkmal, das «einen Anspruch des einzelnen über seine Lebenszeit hinaus, nicht vergessen zu werden», dokumentiert. «Der Anspruch auf *memoria* des jeweils anderen ist so etwas wie Selbsterhaltung auf Gegenseitigkeit. Den Horizont der Lebenszeit zu überschreiten, ist nur möglich durch diejenigen, die mir das Ärgernis *ihres* potentiellen Überlebens über diesen Horizont hinaus geben. Sie vertreten gegen mich die Welt in ihrer Gleichgültigkeit gegen diesen [meinen] minimalen Anteil an ihrer Weltzeit ... Ich präge mich der Erinnerung des Anderen ein ... Ich hänge mich geradezu an die Indifferenz seiner Lebenszeit gegenüber der meinigen, breche in die Gleichgültigkeit der Weltzeit gegenüber der Lebenszeit eine winzige Bresche» (Blumenberg, S. 302 und 307f.).

### *Inschrift*

Mit der Lebensgeschichte ritzt der Autor im Angedenken seiner selbst ein: «Hier war einer wie ich!» Doch bis es einmal lautet oder lau-

ten könnte: «Einige Zeilen weiter oben hat er noch gesprochen, und jetzt wird er nur noch beschrieben» (wie in Peter Handkes Roman «Der Hausierer», S. 41), beansprucht er dem andern gegenüber, «den verborgenen Sinn, der (seine Texte) durchkreuzt, zu offenbaren oder zumindest in sich zu tragen», weiss er doch, dass die Figur des Autors als das gilt, «was der beunruhigenden Sprache der Fiktion ihre Einheiten, ihren Zusammenhang, ihre Einführung in das Wirkliche gibt» (Foucault: Die Ordnung des Diskurses, S. 20).

### *Selbstsorge*

Autobiographien – erzählte oder geschriebene – wandeln sich fortwährend, denn die Verortung des Subjekts in der symbolischen Ordnung, ja die Konstituierung des Subjekts in diesem Akt ist ein mühevoll und tendenziell unendliches Stück Arbeit.

Deshalb sind Lebensläufe keine Fundgruben der Wahrheiten des Subjekts – wohl aber sagen sie etwas darüber aus, wie Subjekte *Selbstsorge* treiben<sup>38</sup>. Dies zumindest in dreierlei Hinsicht:

1. Selbstsorge als Sich-Besorgen, Sich-Verschaffen einer Identität, eines (fiktiven) «Beieinanderseins» und «Sein Leben Lebens», das einen vor dem Schreckbild, ein zerrissenes Etwas oder gar blosse «Biomasse» zu sein, bewahrt, und
2. Selbstsorge als Sorgetragen dafür, dass man als Zeitgenosse, als Mensch, Nebenmensch anerkannt wird und somit das Ärgernis des individuellen Todes mildert, also
3. Sorge darum, dass man in der Welt, die nicht mit dem Ende des Subjekts endet, dass man im Gedächtnis der anderen eine Spur hinterlässt.

An Wert und Gültigkeit verlieren Selbstberichte für Hörer, Leser, Betrachter nur, wenn diese sie für «authentisch», d. h. die Arbeit des Erschliessens und Rekonstruierens ersetzend, nehmen<sup>39</sup>.

### *Anmerkungen*

<sup>1</sup> Im wesentlichen drei Erfahrungsbereiche bestimmen die folgenden Überlegungen: neben der Praxis der Psychoanalyse ein 1975 abgeschlossener Versuch dialogischer Sozialforschung in einem Berliner Neubauviertel. Auf ein Verlagsangebot, die Erfahrungen des Projekts in Buchform zu publizieren, reagierten zwei der etwa zehn Bewohner, mit denen wir zusammenarbeiteten, mit dem Vorschlag, einen «Lebensbericht» beizutragen («Wohnste sozial, haste die Qual», S. 12 und S. 194–221). (Auf den manifesten Inhalt und die Spuren der damals entstandenen Lebensberichte werde ich in diesem Text nicht eingehen. Nur ein Hinweis: Die Personen wohnten seit wenigen Jahren in dem neuerbauten und – zumindest damals – desolaten Viertel und befanden sich in Situationen mannigfaltigen Umbruchs und der Not.)

Dritter Erfahrungsbereich sind die elektronischen Massenmedien: In deren Unterhaltungs- und Belehrungsbetrieb haben Lebensgeschichten, Personenporträts und Fragen nach dem «Wie sind Sie geworden, was sie heute sind?» einen festen Platz. Hörfunk und Fernsehen senden Autobiographisches von Prominenten und Aussenseitern, Talk-Show-Gäste werden nach ihrer Vita befragt oder vor den Fernsehkameras mit einer wichtigen Person aus ihrem Leben konfrontiert, und Illustrierte rufen Leser zur Niederschrift ihrer schönsten oder schmerzlichsten Erlebnisse auf (vgl. Rath 1988: «Ihr Leben bitte!»).

Für den Akademiker liegen – mündliche, schriftliche, filmische – Autobiographien im Spannungsfeld zwischen «objektiven» und «subjektiven» Aussagedaten. Dass sie in Wissenschaft, Massenmedien und im Alltagsleben auf so intensives Interesse stossen, führt Hartmann Leitner auf zunehmende gesellschaftliche Komplexität zurück: «Die Soziologie ist sich der Menschen, die ihre Objekte sind, nicht mehr sicher und versucht nun, nicht anders als die Individuen selber, über Lebensgeschichten ihre Gewissheit zurückzugewinnen» (Leitner, S. 12). «Die wissenschaftliche Biographik ist die Antwort einer verwissenschaftlichten Kultur auf das Problem, das, unter der Voraussetzung hochgradiger sozialer Differenzierung, mit der Institutionalisierung eines Begriffs von Individualität unvermeidlich entsteht, der auf der Vorstellung der unvergleichlichen Einzigartigkeit jedes Individuums beruht: das Problem, wie sich unter solchen Bedingungen Identität subjektiv und sozial stabilisieren lässt» (ebenda S. 21).

Der Lebenslauf wird dabei zumeist zur Bemessungsgrundlage der Lebensführung, also dafür, wie ein Subjekt mit dem fertig wird, was man – in verschiedensten Bedeutungen – «Leben» nennt. Gerade deshalb verringert die «Berücksichtigung» von Lebensläufen die Notwendigkeit der theoretischen Anstrengung nicht.

<sup>2</sup> «Setzen Sie sich und erzählen Sie von sich» (z. B. in einer Talk-Show); zu den Bewerbungsunterlagen gehört in der Regel ein – gelegentlich sogar handschriftlicher – Lebenslauf.

<sup>3</sup> Vgl. zu diesem und anderen Punkten auch die sehr interessante Studie von Leitner, z. B. S. 18 und S. 180 ff.

<sup>4</sup> «Die narzisstische Beziehung zu seinesgleichen ist die fundamentale Erfahrung der imaginären Entwicklung des menschlichen Wesens. Als Erfahrung des Ich ist seine Funktion entscheidend in der Konstituierung des Subjekts. Was ist das Ich, wenn nicht etwas, das das Subjekt zunächst als sich selbst fremd in seinem Innern empfindet? Zunächst sieht sich das Subjekt in einem anderen, der fortgeschrittener, vollkommener als es ist. Insbesondere sieht es sein eigenes Bild im Spiegel zu einer Zeit, da es fähig ist, es als ein Ganzes wahrzunehmen, während es sich selbst nicht als solches empfindet, sondern in der ursprünglichen Verwirrung aller motorischen und affektiven Funktionen lebt, die die der ersten sechs Monate nach der Geburt ist. Das Subjekt hat so immer eine antizipierte Beziehung zu seiner eigenen Verwirklichung, die es selbst auf die Ebene einer tiefen Unzulänglichkeit zurückwirft, und bei sich von einem Sprung zeugt, von einer ursprünglichen Zerrissenheit, einer Verfallenheit, um den heideggerischen Terminus aufzunehmen. Darin manifestiert sich in allen seinen imaginären Beziehungen eine Todeserfahrung. Eine Erfahrung, die ohne Zweifel konstitutiv ist für sämtliche Manifestationen des Menschseins, die jedoch ganz speziell im Erleben des Neurotikers erscheint» (Lacan: Individualmythos, S. 66f.; vgl. auch Lacan: Seminar 1, S. 150).

<sup>5</sup> Vgl. Benjamin: Passagen-Werk, S. 1038, und Bourdieu 1986.

<sup>6</sup> Peter Handke: Der Hausierer, S. 7.

<sup>7</sup> Das soziale Gebilde «Haus» (mit dem Lévi-Strauss «amerikanische, polynesische und, bis zu einem bestimmten Punkt, sogar afrikanische Institutionen» [1986, S. 78] beschreibt) ist nicht notwendig an clan-, stammes-, familienartige oder biologische Grundlagen gebunden; es besteht «eher in einem materiellen und geistigen Erbe ..., das die Würde, die Ursprünge, die Verwandtschaft, die Namen und die Symbole, die Stellung, die Macht und den Reichtum umfasst» (ebenda). Das Haus ist also «zunächst eine moralische Person; sodann Inhaber einer Domäne, die sich aus mate-

riellen und immateriellen Gütern zusammensetzt; schliesslich perpetuiert es sich dadurch, dass es seinen Namen, sein Vermögen und seine Titel in direkter und fiktiver Linie weitergibt, die nur unter der Bedingung als legitim gilt, dass diese Kontinuität sich in der Sprache der Verwandtschaft oder der Allianz, meistens in beiden, sich ausdrücken lässt» (ebenda S. 78).

So verweist auch der in der akademischen Welt geläufige Hinweis «Von Hause aus bin ich ... (Germanist, Ökonom, Biologe usw.)» ja nicht etwa auf biologische Deszendenz, sondern auf die Anerkennung der Regeln der betreffenden akademischen Disziplin und auf einen möglichen Erbenspruch gegenüber einem ihrer Väter (vertreten vielleicht durch den Doktorvater).

<sup>8</sup> Vgl. Gramigna, S. 92; Simmel: Das Abenteuer.

<sup>9</sup> Handke: Wiederholung, S. 121f.; Freud: Narzissmus, S. 60.

<sup>10</sup> Vgl. etwa Sichrovsky. Dasselbe gilt für spätere Identifikationen mit einem «grossen Mann» oder einer «grossen Frau», einem Vorbild oder Idol im Bereich der Kunst, der Körperkultur (Sportler u. a.), der Politik oder der Religion (vgl. Freud: Familienroman). Das Leben der Identifikationsfigur (Ich-Ideal) kann eine Art Matrix darstellen, an der sich der eigene Lebenslauf orientiert, in die sich die subjektiven Daten einfügen. Das Subjekt kann sich als Nachfolger (z. B. «Junior»), als Doppel oder gar als Replikant des Idols darstellen – oder als dessen exakter Gegensatz. Stil und Aufbau seines Lebensberichts können aus Versatzstücken narrativer Stereotype der Familienlegende oder etwa einer Heiligenbiographie bestehen.

(Als Illustration ein Hinweis auf eine autobiographische Extremsituation, nämlich das Parodieren einer Person im politischen Wahlkampf: Eine Biographie des Menschen und Politikers Chirac in Form gezeichneter Comicstrips fällt nach einem Urteil des konservativen «Figaro», der sonst dem Spitzenkandidaten der Rechten durchaus positiv gegenübersteht, «so sehr wie eine Heiligengeschichte aus, dass die Lebensbeschreibungen der Bernadette Soubirous, die man in Lourdes kaufen kann, im Vergleich dazu beinahe kritisch aussehen» (Rudolph Chimelli in der Süddeutschen Zeitung vom 22. März 1988, S. 3).

<sup>11</sup> Explizit taucht dies in Formeln wie «So wird einem im Leben mitgespielt», «So wirds einem gemacht!» auf. Vgl. auch Lehmann, S. 284–286, zu Schicksal, Lebensgleis, Fremdbestimmung. Nuto Revelli erinnert sich: «Ich habe bei alten Frauen, die ein erfülltes Leben hatten, einen grossen Stolz bemerkt, das alles überwunden zu haben. Ihre Haltung, ihr Gesicht, der Ton ihrer Stimme waren nicht Ausdruck eines Opfers – sie beklagten sich nicht ... Die Männer jammern eher und wollen als Opfer verstanden werden» (Messerli/Rubini, S. 282).

<sup>12</sup> «Je nachdem, welchen Parameter ein Individuum bevorzugt, das potentiell zu zahlreichen Gruppen gehört, kann es bestimmte Zugehörigkeiten zurückstellen, andere verschwinden lassen, diejenigen herausstreichen, die seiner Meinung nach am geeignetsten sind, seine materielle Lage oder seinen sozialen Status zu verbessern» (Lévi-Strauss 1986, S. 79): Verwandtschaftsbande, Wohnsitze, wirtschaftliche, politische und religiöse Parameter, Folklore usw.

Zwar hat im Zeitalter der Individualität, Pluralität und vermehrten Selbstkontrolle (anstelle zahlreicher Formen sozialer Kontrolle) keiner dieser Parameter für sich allein mehr durchgehende Prägekraft, doch ist bei aller scheinbaren Beliebigkeit («Anything goes») das Subjekt stets einer Struktur verhaftet: «Die Akteure (können) glauben, dass sie den Berechnungen des Interesses, den Impulsen des Gefühls oder den Geboten der Pflicht gehorchten: nichtsdestoweniger lassen verwickelte individuelle Strategien eine Form durchscheinen» (ebenda S. 87). Noch auf Mikroebene der feinen Unterscheidungen in der Selbstausrüstung, die den «Lebensstil» ausmachen (vgl. Bourdieu) und der z. B. bestimmt, mit wem man sich liiert und mit wem auf keinen Fall, finden sich Äquivalente strenger gesellschaftlicher Verhaltensregeln. (Vgl. auch das Spiel mit den Sternzeichen und mit der regionalen Herkunft usw. bei der Selbstdefinition.) Der Prozess der «Informalisierung» (den z. B. Elias und Wouters diagnostiziert haben) bedeutet ja nicht eine allgemeine *Schwächung* verbindlicher

Verhaltensregeln, sondern – durch deren Zersplitterung und die Neuverknüpfung ihrer Teile zu anderen Ordnungsmustern – möglicherweise eher deren *Komplizierung*.

In welchem Masse Diskursfiguren die Felder kultureller Praktiken leiten, die von aktuellen Ethiken als Brennpunkte der menschlichen Existenz betrachtet werden, hat Michel Foucault am Beispiel des Sexualitätsdispositivs (oder auch des Affektdispositivs) herausgearbeitet.

<sup>13</sup> Es führt sein Leben, vielleicht wie ein Chef sein Unternehmen oder ein Haushaltsvorstand seinen Haushalt führt, oder als schulde es dem Leben etwas und als hätte es – im Namen eines natürlichen oder göttlichen Lebensspenders – eine Sendung zu erfüllen und mit dem ihm bloss geliehenen Leben aufs gewissenhafteste umzugehen oder, unter allerlei Risiken, etwas besonders Profitables aus ihm zu machen.

Leben wird – auf hypolinguistischer Ebene – als biologischer Gegensatz zum Tod verstanden («Er lebt ja noch!», «Um sein Leben rennen»), dann auf linguistischer Ebene («Wie kommen Sie mit dem Leben zurecht?», «Er berauscht sich am Leben», «Er hat lebenslänglich bekommen», «Ich möchte endlich leben, mein eigenes Leben!», «Das Leben geht weiter», «Lebenswandel», «Lebensführung», «Ein völlig verlebter Typ», «Zusammenleben», «Die Frau meines Lebens») und auf ethischer bzw. ideologischer Ebene («Fang doch endlich mal an zu leben!», «Das ist doch kein Leben», «Ich glaube, ich muss erst leben lernen», «Heute schon gelebt?», «Ein Leben für die Wissenschaft, fürs Vaterland, für die Tiere ...», «Er lebt nur noch in der Erinnerung», «Lebensinhalt», «Lebenszweck»; weitere Beispiele finden sich im Vitalismus der Lebensphilosophie und das brutalste in der Rede vom «lebensunwerten Leben»). Die hier vorgenommene Kategorisierung liesse sich noch weitertreiben, doch scheint mir wichtiger zu unterstreichen, dass sich die Ebenen nicht ausschliessen: Die Diskussion um den «Schutz ungeborenen Lebens» etwa thematisiert ja nicht nur die Frage nach der Anfangsschwelle des Lebens, sondern auch den besonderen Wert eines (menschlichen) Lebewesens usw.

Der Schriftsteller Michel Tournier äussert auf die Frage nach dem autobiographischen Gehalt seiner Romane: «Ich lebe ein uninteressantes Leben, ein kleines Leben. Von mir hätte ich nichts zu berichten. Weder verfallende ich in Abgründe noch ins Phantastische ... Mein eigenes Leben ist nüchtern und, wie Sie ja sehen, im Äusseren eher bemessen. Als Mitterrand sich zum ersten Mal zum Essen ansagte, war ich erschrocken – es gab weder Gläser noch Teller noch Servietten im Haus» (im Gespräch mit Fritz Raddatz, in: *Die Zeit* 19/1988 vom 6. Mai 1988, S. 58). Ein anderes Beispiel: Der «Held» Bonaparte gilt in der Literatur des 19. Jahrhunderts als mit «Natur» identisch, «und zwar ist er ... Konzentration von Natur; er ist mit einer grösseren Fülle von 'Leben' begabt» (Wülfig, S. 84). («Die Natur, die ihn geschaffen hat, ... muss eine Arbeit mit ihm vorhaben, die kein anderer so tun kann» [ebenda S. 85]).

Eine Reihe von Kategorisierungen ethischer Art finden sich in Charlotte Bühlers Studie: etwa Vitalität und Erfahrung, Vollzug des Für-etwas-Seins, Vergeistigung des Vitalen, Gelingen des Lebens.

Darauf, dass nicht nur «Leben» und «Ethik», sondern auch deren jeweilige «Angriffspunkte» unterschiedlich bestimmt werden, sei anhand folgender Gesprächsausserungen von Michel Foucault hingewiesen:

«... Drei Gebiete von Genealogie sind möglich. Erstens eine historische Ontologie unserer selbst im Verhältnis zur Wahrheit, durch das wir uns als Subjekte des Wissens konstituieren. Zweites eine historische Ontologie unserer selbst im Verhältnis zu einem Machtfeld, durch das wir uns als Subjekte konstituieren, die auf andere einwirken; drittens eine historische Ontologie im Verhältnis zur Ethik, durch das wir uns selbst als moralisch Handelnde konstituieren ...

Dieses Selbstverhältnis hat vier Hauptgesichtspunkte. Es geht erstens um die Frage: Welcher Aspekt oder Teil meiner selbst oder meines Verhaltens unterliegt moralischer Führung? Generell kann man sagen, dass in unserer Gesellschaft das Hauptfeld der Moral, der Teil unserer selbst, der für die Moral am wichtigsten ist, unsere Gefühle sind. (Du kannst auf der Strasse oder sonstwo ein Mädchen haben, wenn Du nur für deine Ehefrau gute Empfindungen hegst.) Hingegen ist vom

Gesichtspunkt Kants aus die Absicht wichtiger als das Gefühl. Und vom christlichen Gesichtspunkt aus ist es das Begehren – aber das bliebe zu diskutieren, weil es im Mittelalter nicht genauso war wie im 17. Jahrhundert ...

Frage: Grob gesagt war es also für die Christen das Begehren, für Kant war es die Absicht, und für uns ist es jetzt das Gefühl?

Foucault: So ähnlich kann man das sagen. Es ist nicht immer derselbe Teil unserer selbst, unseres Verhaltens, der ethischer Beurteilung unterliegt. Diesen Aspekt bezeichne ich als die *ethische Substanz*.

Frage: Die ethische Substanz ist so etwas wie das Material, das die Ethik bearbeitet?

Foucault: So ist es ...» (M. Foucault im Gespräch mit Dreyfus/Rabinow, S. 275).

<sup>14</sup> Napoleon wird vielfach als «Heiland» «einer kranken Zeit» dargestellt (Wülfing): «Er war zu gross, weil seine Zeit zu klein», lautet eine Stelle in Schillers Rüber (zit. bei Wülfing, S. 89).

<sup>15</sup> Die meisten der gängigen Unterteilungen in Entwicklungsstufen und Lebensphasen sind am Lebensalter als Verrechnungseinheit orientiert: Wann hat man z. B. begonnen zu laufen oder zu sprechen, zu küssen, zu arbeiten; in welchem Alter hat man geheiratet; wie weit war man in einem bestimmten Alter; wie weit ist man jetzt; was hat man bislang nicht erreicht, möchte es aber noch erreichen? Vgl. auch Leitner, S. 177.

Der eine Vergleichshorizont ist die Weltzeit: Auf der Höhe der Erkenntnisse seiner Zeit sein bzw. dem Erkenntnisstand hinterher sein. Man ist seiner Zeit voraus oder ein Nachzügler.

Den zweiten bildet der Stand der Generationsgenossen in derselben Kultur oder in historisch und geographisch fernen Kulturen: Seinen Altersgenossen voraus sein; «Die Zwanzigjährigen zu meiner Zeit ...». In der bildungspolitischen Diskussion ist 1988 von einer «Lebenslauf-Verspätung» der bundesdeutschen Studenten gegenüber ihren Kollegen in anderen Ländern die Rede (vgl. Süddeutsche Zeitung, 11. Juni 1988., S. 9).

<sup>16</sup> Vgl. Leitner, S. 28 ff.

<sup>17</sup> Lévi-Strauss warnt Historiker und Ethnologen vor der Verwechslung «zwischen *Elementarem* und *Komplexem* einerseits, *Früherem* und *Späterem* andererseits. Der erste Gegensatz fällt in eine Klassifizierung der Systeme nach ihrer Form; der zweite in die Konstruktion einer Genealogie. Die Beziehung zwischen einer einfachen Form und einer komplexen Form stellt ein *logisches* Problem, das nicht unbedingt das *historische* Problem des Übergangs von einer alten Form zu einer neuen impliziert» (Lévi-Strauss 1986, S. 81; Hervorhebung von CDR).

<sup>18</sup> Für Freud hingegen wird ein biographisches Detail tendentiell zum gleichrangigen Element neben anderen:

«Es ist im ganzen gleichgültig, mit welchem Stoffe man die Behandlung beginnt, ob mit der Lebensgeschichte, der Krankengeschichte oder den Kindheitserinnerungen des Patienten. Jedenfalls aber so, dass man den Patienten erzählen lässt und ihm die Wahl des Ausgangspunktes freistellt. ... (Nur mit der) Grundregel der psychoanalytischen Technik ... macht man ihn von allem Anfang an bekannt: 'Noch eines, ehe Sie beginnen. Ihre Erzählung soll sich doch in einem Punkte von einer gewöhnlichen Konversation unterscheiden. Während Sie sonst mit Recht versuchen, in Ihrer Darstellung den Faden des Zusammenhangs festzuhalten, und alle störenden Einfälle und Nebengedanken abweisen, um nicht, wie man sagt, vom Hundertsten ins Tausendste zu kommen, sollen Sie hier anders vorgehen ... Sie werden versucht sein, sich zu sagen: Dies oder jenes gehört nicht hieher, oder es ist ganz unwichtig, oder es ist unsinnig, man braucht es darum nicht zu sagen. Geben Sie dieser Kritik niemals nach und sagen Sie es trotzdem, ja gerade darum, weil Sie eine Abneigung dagegen verspüren ... Sagen Sie also alles, was Ihnen durch den Sinn geht. Benehmen Sie sich so, wie zum Beispiel ein Reisender, der am Fensterplatze des Eisenbahnwagens sitzt und den im Inneren Untergebrachten beschreibt, wie sich vor seinen Blicken die Aussicht verändert ...' Patienten, die ihr Kranksein von einem bestimmten Moment an rech-

nen, stellen sich gewöhnlich auf die Krankheitsveranlassung ein; andere, die den Zusammenhang ihrer Neurose mit ihrer Kindheit selbst nicht verkennen, beginnen oft mit der Darstellung ihrer ganzen Lebensgeschichte. Eine systematische Erzählung erwarte man auf keinen Fall und tue nichts dazu, sie zu fördern. Jedes Stückchen der Geschichte wird später von neuem erzählt werden müssen, und erst bei diesen Wiederholungen werden die Zusätze erscheinen, welche die wichtigen, dem Kranken unbekanntem Zusammenhänge vermitteln» (Freud: Zur Einleitung der Behandlung, 1913, S. 194f.).

Damit ist nicht gesagt, eine komplette, rekonstruierte Lebensgeschichte, «wie sie denn eigentlich gewesen ist» (Benjamin, Das Passagenwerk, S. 1033), sei Zielpunkt der Psychoanalyse.

Lacan (1953): «Die Geschichte ist nicht die Vergangenheit. Die Geschichte ist die Vergangenheit nur, sofern diese in der Gegenwart historisiert worden ist – historisiert in der Gegenwart, weil sie in der Vergangenheit erlebt worden ist.

Der Restitutionsprozess der Geschichte des Subjekts nimmt die Form einer Suche nach der Restitution der Vergangenheit an. Diese Restitution ist der Zielpunkt, den die Wege der (psychoanalytischen) Technik anvisieren ... Welche Bedeutung hat das, was von der Vergangenheit des Subjektes rekonstruiert worden ist? ... das Faktum, dass das Subjekt die seine Existenz prägenden Ereignisse wieder durchlebt, sie sich anschaulich wieder in Erinnerung ruft, ist an sich nicht so wichtig. Was zählt, ist, was es davon rekonstruiert (vgl. Freud: Konstruktionen in der Analyse [1937] und «Träumen ist ja auch ein Erinnern»; CDR).

Die Restitution der Vollständigkeit des Subjekts bietet sich ... als eine Wiederherstellung der Vergangenheit dar. Doch der Akzent liegt durchweg stärker auf der Seite der Rekonstruktion als auf der der Wiederbelebung, wie man sie als *affektive* zu bezeichnen gewöhnt ist ... Das Wesentliche ist ... die Rekonstruktion (vgl. Freud: Traumdeutung, S. 473; CDR).

Ich will sagen, dass das, worauf es letzten Endes ankommt, weniger ist, sich der Geschichte zu erinnern als sie noch einmal zu schreiben» (Lacan (1953) Seminar I, Freuds technische Schriften, S. 20–22).

<sup>19</sup> Radikal die Position des Historikers Paul Veyne: «Nicht die Zeitlichkeit ist wesentlich für den Menschen, sondern die Tatsache, dass er ein unvollkommenes Wesen ist, das sich kulturalisieren und verändern lässt. ... weil ich nicht an eine bestehende Menschennatur glaube, die wesentlich durch Zeitlichkeit definiert wäre; nur dann wäre die Erzählung wesentlich. Die Geschichte hat vielmehr die interessantere Aufgabe, dem Menschen zu beweisen, dass er keine Natur hat, sondern ein Kulturwesen mit enormen Unterschieden ist ... Weder existiert die Zeit in der Geschichte, noch hat sie irgendeine Bedeutung ... Da wir nun wissen, dass der Mensch ein unvollendetes Wesen ist, dessen geschichtliche Entwicklung keiner Vernunftordnung folgt, ... (bin ich) bereit, die Ordnung der Dinge komplett auf den Kopf zu stellen. Die Zeit spielt keine Rolle. Der Mensch folgt anderen Geboten. Er ist wie die Götter: Er spielt, er *würfelt*, und die Folge, in der die Würfel fallen, ergibt keine Logik und keine Dialektik ... Auch in der Biographie ist es nicht die Zeit, die die Dinge intelligibel macht, sie dient nur dazu, eine Reihe von Interpretationen und Annahmen aufzureihen» (Veyne, 1986, S. 142f.).

Lacan (1965): «Nebenbei gesagt: in der Psychoanalyse ist die Geschichte eine andere Dimension als diejenige der Entwicklung – und der Versuch, jene in dieser aufzulösen, ist abwegig. Die Geschichte verläuft im Kontratempo zur Entwicklung. Daraus sollte die Geschichte als Wissenschaft vielleicht Nutzen ziehen, wenn sie der beständig drohenden Vereinnahmung durch die Konzeption eines von der Vorsehung bestimmten Verlaufs entgehen will» (Die Wissenschaft ..., S. 255).

<sup>20</sup> Entfällt.

<sup>21</sup> Vgl. die kabbalistische Zahlenmagie; neapolitanische «Smorfia»; Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens.

<sup>22</sup> Zum Ideal der Kontinuität und Totalität von Autobiographien vgl. Haas, S. 18, 19, 23.

<sup>23</sup> Husserl, s. Blumenberg, S. 304.

<sup>24</sup> Das Tagebuch verhält sich zum Tagesablauf anders als der Lebenslauf zum Ablauf des Lebens. Bei letzterem dominiert der Zeitraster als Ordnungsfunktion, beim ersteren das, was zögern lässt, stocken macht, was sich stets wiederholt.

<sup>25</sup> Man kann annehmen, dass bestimmte Themen für alle Kulturen und Subjekte stets markant, von permanenter Aktualität sind: Liebe und Tod, Treue und Verrat, Existenzvorsorge und Gefährdetheit oder Ausgeliefertheit, Macht und Versagung, Gewinn und Verlust.

Ein Objekt oder ein Vorgang wird aktuell unter der Bedingung, dass in ihm diese Themen markiert sind – auf der Ebene eines unmittelbaren physischen Reizes (z. B. Schmerz; «*primärer* Code»), auf der Ebene sprachlicher Mitteilung (z. B. Hinweis auf eine Verschwörung oder eine symbolische Geste; «*sekundärer* Code») oder auf der Ebene der Veränderung der gesamten kulturellen und sozialen Ordnung (z. B. Zusammenbruch oder Entwertung bestimmter Formen des sozialen Austauschs, «*tertiärer* Code»). Es werden dabei (unter Ausschaltung der Realitätsprüfung) Vergangenes, Entferntes oder Phantasiertes in den Subjekten in ein Verhältnis der Gleichzeitigkeit gebracht, es wird deren Vergegenwärtigung erreicht (z. B. im Bereich politischer Slogans, die Bedrohungen oder Konfliktlösungen suggerieren, oder im Bereich des Modedesign «für Leute von heute»).

Die Disponibilität für Aktualität variiert von Gesellschaft zu Gesellschaft, von Lebensbereich zu Lebensbereich, von Subjekt zu Subjekt und von Situation zu Situation. Während für – in ihrem Selbstbewusstsein – statische, «kalte» (Lévi-Strauss) Gesellschaften kulturelle «Aktualität» vorwiegend an bestimmte zyklisch auftauchende Ereignisse fixiert ist (Riten der Jagd und des Feldbaus, des Opfers, der Initiation, des Krieges usw.), erweisen sich die modernen, – in ihrem Selbstbewusstsein – historischen, «heissen» Gesellschaften als unablässige Aktualitäts-Generatoren und -Konsumenten (stete Veränderung der politischen Machtfelder, beschleunigte Verkehrsverhältnisse in den Metropolen, das Steigen und Fallen der Börsenkurse; über Massenmedien wird man mindestens im «Studentakt» auf dem Laufenden gehalten, Sondermeldungen durchbrechen diesen Rhythmus noch; Moden legen fest, wer «auf der Höhe der Zeit», wer «in» ist und wer «out» usw.). Man kann deshalb sagen, dass die Subjekte der Spätgesellschaften in gewissem Sinne einer permanenten Initiationsprozedur durch (gesellschaftliche) Aktualitäten unterliegen.

<sup>26</sup> Vgl. Rath: Live-Life.

<sup>27</sup> Besonders aufschlussreich dafür sind Zeiten der Wende, des Umschwungs oder der Konversion (wenn etwa ein Klosterzögling zum militanten Kommunisten wird). Auch Trauma, Schrecken, Verlust(e) von Personen, Dingen, Objekten, Verletzungen (man verletzt, man wird verletzt), Skandal(e), Katastrophen, Gefahr(en), der Gefahr entronnen sein, noch einmal davongekommen sein, Gefangenschaft, Verhaftetsein (auch i. S. von Besessenheit), Versuchungen, Leiden, Irrwege, Irrtümer, vertane Chancen, Schuld, Sühne, rettende Handlung, Ausweg aus der Not, Begegnung, Offenbarung, plötzliche Wende (Entschluss, Berufswechsel, Revolution u. a.), Erregung, Faszination (Bezauberung), Erfüllung, Glück, Liebe, Verweigerungen, Einwilligungen, Niederlagen, Schmach, Versagen, Siege, Triumphe.

<sup>28</sup> Vgl. Lévi-Strauss 1973, S. 298 ff.; vgl. Haas, S. 14 und 17.

<sup>29</sup> Vgl. Otmar, in: Rosenthal, S. 105 ff.

<sup>30</sup> Einzig die Relation der Gleichzeitigkeit spielt eine Rolle; vgl. Freud: Traumdeutung, Kap. VII: «Die Vorgänge des Systems *Ubw* sind *zeitlos*, d. h., sie sind nicht zeitlich geordnet, werden durch die verlaufende Zeit nicht abgeändert, haben überhaupt keine Beziehung zur Zeit. Auch die Zeitbeziehung ist an die Arbeit des *Bw-Systems* geknüpft» (Freud: Das Unbewusste G.W. X, S. 286). Aufgrund der «tendenziösen Natur unseres Erinnerns» (Freud: Über Kindheits- und Deckerinnerungen, S. 51) kann die Reproduktion fehlgehen: Ein Erlebnis erhält sich als «Deckerinnerung», die für eine andere, verdrängte, steht. Man erinnert sich etwa einer Kindheitsszene, aber die Situation «ist nicht zentriert, man weiss nicht, auf welches Element derselben der psychische Akzent zu setzen ist» (ebenda S. 58). Ein Ereignis kann in der Erinnerung

durch ein anderes mit ihm in Beziehung stehendes, z. B. gleichzeitiges, es kann also Wichtiges durch Unwichtiges ersetzt werden; ebenso sind «rückgreifende» (ein rezentes Erlebnis wird als Kindheitserlebnis reproduziert) oder «vorgreifende» (umgekehrt: etwas als rezent Erinnerungtes erweist sich als Kindheitsszene) Verschiebungen möglich (ferner Assoziationen des Gleichklangs, der visuellen Form usw.).

Deshalb ist die Verortung des Subjekts in der symbolischen Ordnung, ja die Konstituierung des Ich – als Objekt mit imaginärer Funktion (vgl. Lacan, z. B. Seminar II, S. 156) – ein mühevolleres und tendenziell unendliches Stück Arbeit. Sie besteht aus Reibungen, Widerständen, Behinderungen des Diskurses, der Deutungsarbeit (die Wirkungen des Ich sind) und hat mit zensierenden Entstellungen, Verdeckungen, Auslassungen (Wirkungen des Überich) und Hervorhebungen zu kämpfen, sofern sie nicht ausschliesslich in den Dienst des «Unbekanntmachens von Bekanntem» (Handke: Die Wiederholung) gestellt wird.

(Erst das Ergebnis mag dem Subjekt Erleichterung verschaffen – doch der Weg dahin ist – selbst wenn man das nicht bewusst so empfindet – mühevoll, gilt es doch mit Unangenehmem, Verdrängtem [Freud: 23. Vorlesung] und Insistierendem [Wiederholungszwang] umzugehen [Ausweichen, Vorsichtsmassnahmen]; oft die Qual des Wiederdurchlesens oder -anhörens.)

«Nichts-wissen-zu-wollen von der Wahrheit als Ursache» (Lacan: Die Wissenschaft ...; S. 254 und im selben Band S. 13 f.). Was dem Ich-Ideal gegenüber akzeptabel ist und dem anderen gegenüber. Verwerfung, Verdrängung, Verneinung.

<sup>31</sup> «Wer weiss denn aus sich selbst heraus, wie es um einen steht. Dieses stürmische oder sich wälzende oder sumpfige Innere sind ja wir selbst, aber auf dem geheimen sich vollziehenden Weg, auf dem die Worte aus uns hervorgetrieben werden, wird die Selbsterkenntnis an den Tag gebracht, und wenn sie auch noch immer verhüllt ist, so ist sie doch vor uns ein herrlicher oder schrecklicher Anblick» (Kafka an Felice, vom 18. zum 19. Februar 1913; Kafka, S. 132). Vgl. auch Lacan, Seminar II, S. 176.

<sup>32</sup> «Ein Tagebuch ein wenig durchgeblättert. Eine Art Ahnung der Organisation eines solchen Lebens bekommen», trägt Kafka (am 15. Oktober 1914) wiederum in sein Tagebuch ein (Kafka, S. 173).

<sup>33</sup> Hahn sieht Autobiographien hauptsächlich in der Tradition des Geständnisses, während Foucault in seinen letzten Arbeiten den Aspekt der Selbstsorge hervorhebt (vgl. z. B. sein Gespräch mit Dreyfus/Rabinow).

<sup>34</sup> Vielmehr wird es zu Überarbeitungen kommen: Nachträge, Korrekturen, Streichungen und Redimensionierungen (etwa Kürzungen und Verlängerungen der Ausführungen zu einem bestimmten Vorkommnis).

<sup>35</sup> Die (Er-)Lebensberichte setzen meist erst mit dem Beginn der kindlichen Amnesie (zu Beginn der Latenzphase) ein; das Vergessene betrifft die Anfangshälfte des ersten Zehnerschritts des Zeitrasters.

<sup>36</sup> Im Bild des Lebenszyklus – besonders dem der Alterstreppe – werden die Daten gleichsam mit einer Rundnadel des biologischen Auf und Ab, des Reifens und des Alterns aufgenommen, deren Spitze der Tod und deren Ende die Geburt ist. (Davon ist – in den meisten ikonographischen Darstellungen – der symbolische Status des Subjekts zu unterscheiden, der auch in hohem Alter nicht abnimmt, sondern höchstens von anderen der nachfolgenden Generation übernommen wird.)

<sup>37</sup> Lacan: Individualmythos, S. 66 f.; vgl. W. Benjamin: Über den Begriff der Geschichte VI (S. 695), und S. Freud: Jenseits des Lustprinzips.

<sup>38</sup> In einem Brief an Arnold Zweig zeigt sich Sigmund Freud «geschreckt durch die Drohung, dass Sie mein Biograph werden wollen ... Wer Biograph wird, verpflichtet sich zur Lüge, zur Verheimlichung, Heuchelei, Schönfärberei und selbst zur Verhehlung seines Unverständnisses, denn die biographische Wahrheit ist nicht zu haben, und wenn man sie hätte, wäre sie nicht zu brauchen» (Briefwechsel mit Zweig, S. 137).

Bei der Ausrichtung auf das Objekt des Begehrens verfahren Lebensgeschichten wie die Träume, in denen «das Wunschmotiv, das sich in ihrer Produktion betätigt,

das Material, aus dem sie gebaut sind, durcheinandergeworfen, umgeordnet und zu einem neuen Ganzen zusammengefügt hat» (Freud: Traumdeutung, S. 473), wobei der Traum (als Effekt der Traumzensur) den «Anschein der Absurdität und Zusammenhangslosigkeit verliert und sich dem Vorbilde eines verständlichen Erlebnisses annähert» (Traumdeutung, S. 472; s. auch 480), denn es gilt immer die Forderung nach Darstellbarkeit zu erfüllen, eine kulturell akzeptierte Form der Artikulation zu finden (Nägele, S. 22), die der Gesellschaft und dem Ich Anerkennung abgewinnen kann (die Techniken und Ökonomien der Darstellung, die Muss-Regeln z. B. der Vollständigkeit und Verständlichkeit, z. B. auch durch den Gebrauch narrativer Stereotypen, Muster aus Biographien vorbildlicher, allgemein anerkannter Persönlichkeiten oder mythischer Figuren).

<sup>39</sup> So wirbt man 1987 auf dem Buchmarkt mit Titelbeschreibungen wie: «Authentisch erzählte Geschichte über ein langes, schweres Leben auf dem Dorf».

### *Literatur*

Bausinger, Hermann: Heimat und Identität. In: Heimat und Identität. Probleme regionaler Kultur. 22. Deutscher Volkskunde-Kongress in Kiel vom 16–21. Juni 1979. Hg. von Konrad Köstlin / Hermann Bausinger. Neumünster 1980, 9–24.

Beckett, Samuel: Das letzte Band. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1974.

Benjamin, Walter: Über den Begriff der Geschichte. In: Gesammelte Schriften. Band I. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1974, 2.

Benjamin, Walter: Das Passagen-Werk. In: Gesammelte Schriften. Band V. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1982, 1, 2.

Blumenberg, Hans: Lebenszeit und Weltzeit (2. Aufl.). Frankfurt/M.: Suhrkamp 1986.

Bourdieu, Pierre: L'illusion biographique. In: Actes de la recherche en sciences sociales, No. 62/63, juin 1986, Paris: Ed. de Minuit.

Bühler, Charlotte: Der Lebenslauf als psychologisches Problem. Leipzig: Hirzel 1933.

Elias, Norbert: Die Zivilisierung der Eltern. In: «... und wie wohnst Du?». Hg. v. L. Burkhard. Berlin: IDZ 1980.

Elias, Norbert: Über die Zeit. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1984.

Foucault, Michel: Die Ordnung des Diskurses. München: Hanser 1974.

Foucault, Michel: Genealogie der Ethik: Ein Überblick über laufende Arbeiten. Ein Interview. In: Hubert L. Dreyfus / Paul Rabinow: Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Frankfurt/M.: Athenäum 1987, 265–292.

Foucault, Michel: Warum ich Macht untersuche: Die Frage des Subjekts. Wie wird Macht ausgeübt? In: Hubert L. Dreyfus / Paul Rabinow: Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Frankfurt/M.: Athenäum 1987, 243–264.

Foucault, Michel: Die Sorge um sich. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1986 (Sexualität und Wahrheit, 3).

Freud, Sigmund: Über Kindheits- und Deckerinnerungen. In: Gesammelte Werke. Band IV. Frankfurt/M.: Fischer 1969, 51–60.

Freud, Sigmund: Die Traumdeutung. In: Studienausgabe, Band II. Frankfurt/M.: Fischer 1972.

Freud, Sigmund: Das Unbewusste. Gesammelte Werke, Band X. Frankfurt/M.: Fischer 1969, 263–303.

Freud, Sigmund: Zur Einleitung der Behandlung (Weitere Ratschläge zur Technik der Psychoanalyse I). In: Studienausgabe, Ergänzungsband. Frankfurt/M.: Fischer 1975.

Freud, Sigmund: Aus der Geschichte einer infantilen Neurose (Der Wolfsmann). In: Studienausgabe, Band VIII. Frankfurt/M.: Fischer 1969.

Freud, Sigmund: Zur Einführung des Narzissmus. In: Studienausgabe, Band III. Frankfurt/M.: Fischer 1975.

- Freud, Sigmund: Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. In: Studienausgabe, Band I. Frankfurt/M.: Fischer 1969.
- Freud, Sigmund: Jenseits des Lustprinzips. Gesammelte Werke, Band XII. Frankfurt/M.: Fischer 1969, 1.
- Freud, Sigmund: Der Familienroman der Neurotiker. In: Studienausgabe, Band IV. Frankfurt/M.: Fischer 1970.
- Freud, Sigmund: Briefwechsel mit Arnold Zweig. Frankfurt/M.: Fischer 1984.
- Gallas, Helga: Das Textbegehren des 'Michael Kohlhaas'. Die Sprache des Unbewussten und der Sinn der Literatur. Reinbek: Rowohlt 1981.
- Gramigna, Giuliano: Kreuznaergrafia. In: Il piccolo Hans.
- Haas, Norbert: Spätaufklärung. Johann Heinrich Merck zwischen Sturm und Drang und Französische Revolution. Kronberg/Ts: Scriptor 1975 (Monographien Literaturwissenschaft, 24).
- Hahn, Alois: Zur Soziologie der Beichte und anderer Formen institutionalisierter Bekenntnisse: Selbstthematization und Zivilisationsprozess. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 34. Jg., 1982, 407-434.
- Handke, Peter: Der Hausierer. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1967.
- Handke, Peter: Die Wiederholung. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1986.
- Franz Kafka. Über das Schreiben. Hg. von Erich Heller / Joachim Beug. Frankfurt/M.: Fischer 1983.
- Il Piccolo Hans. Rivista di analisi materialistica. Nr. 50, Aprile/Giugno 1986: Una vita e la psicoanalisi. Bari: Dedalo.
- Lacan, Jacques: Seminar I (1953/54): Freuds technische Schriften. Olten / Freiburg i. Br.: Walter 1978.
- Lacan, Jacques: Seminar II (1954/55): Das Ich in der Theorie Freuds und in der Technik der Psychoanalyse. Olten / Freiburg i. Br.: Walter 1980.
- Lacan, Jacques: Der Individualmythos des Neurotikers. In: Der Wunderblock. Zeitschrift für Psychoanalyse, Heft 5/6, Berlin 1980.
- Lacan, Jacques: Die Wissenschaft und die Wahrheit. In: Schriften II. Olten / Freiburg i. Br.: Walter 1975.
- Lehmann, Albrecht: Erzählstruktur und Lebenslauf. Autobiographische Untersuchungen. Frankfurt/M. / New York: Campus 1983.
- Leitner, Hartmann: Lebenslauf und Identität. Die kulturelle Konstruktion von Zeit in der Biographie. Frankfurt/M. / New York: Campus 1982.
- Lévi-Strauss, Claude: Das wilde Denken. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1973.
- Lévi-Strauss, Claude: Stillstand und Geschichte. Plädoyer für eine Ethnologie der Turbulenzen. In: Raulff (Hg.), 1986, 68-87.
- Messerli, Alfred / Rubini, Luisa: Gespräch mit Nuto Revelli am 22. Februar 1986 in Cuneo (Prov. Piemont). In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, Neue Folge 22, 1987, 272-285.
- Nägele, Rainer: Offenbare Geheimnisse. In: Wunderblock. Zeitschrift für Psychoanalyse, Heft 16, Berlin 1987, 19-40.
- Rath, Claus-Dieter: Wandel im Begriff «Aktualität» im Zeitalter neuer elektronischer Kommunikationstechnologien (Vortrag bei der Konferenz der Kommission der Europäischen Gemeinschaften, F. A. S. T. «The press and the new technologies - the challenge of a new knowledge». Brüssel, November 1985; auch ins Englische und Französische übersetzt).
- Rath, Claus-Dieter: Live - Life: Fernsehen als Produzent von Ereignisräumen im Alltag. Vortrag bei der 2. Arbeitstagung der Société Internationale d'Ethnologie et de Folklore (S. I. E. F.), Kommission für volkskundliche Bildforschung, Reinhausen/Göttingen 1986. (Im Druck.) (Englisch auszugsweise in: TV and its Audience. International Research Perspectives. Edited by Philipp Drummond and Richard Paterson. BFI Books: British Film Institute, London 1988, 32-37.)
- Rath, Claus-Dieter: «Ihr Leben bitte!» Autobiographische Momente in Fernsehprogrammen beim Ersten Film- und Fernsehwissenschaftlichen Kolloquium. Münster 1988 (im Druck).

Raulff, Ulrich (Hg. und Verf. des Vorworts): Vom Umschreiben der Geschichte. Berlin: Wagenbach 1986.

Rosenthal, Gabriele (Hg.): Die Hitlerjugend-Generation. Biographische Thematisierung als Vergangenheitsbewältigung. Essen: Die blaue Eule 1986 (Gesellschaftstheorie und Soziale Praxis, 1).

Sichrovsky, Peter: Schuldig geboren. Kinder aus Nazifamilien. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1987.

Simmel, Georg: Das Problem der historischen Zeit. (1916). In: Brücke und Tür. Stuttgart: Koehler 1957.

Simmel, Georg: Das Abenteuer. In: Philosophische Kultur. Berlin: Wagenbach 1983, 13–26.

Veyne, Paul: Wörterbuch der Unterschiede: Über das Geschichtemachen. (Gespräch mit U. Raulff). In: Raulff, 132–146.

«Wohnste sozial, haste die Qual». «Jetzt reden wir». Betroffene des Märkischen Viertels. (Autorengruppe). Reinbek: Rowohlt 1975.

Wouters, Cas: Informalisierung und der Prozess der Zivilisation. In: Gleichmann, Peter u. a.: Materialien zu Norbert Elias' Zivilisationstheorie. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1979, 279–298.

Wülfing, Wulf: Zum Napoleon-Mythos in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts. In: Mythos und Mythologie in der Literatur des 19. Jahrhunderts. Hg. von Helmut Koopmann. Frankfurt/M.: Klostermann 1979 (Studien zur Philosophie und Literatur des 19. Jahrhunderts, 36).